

Zwei Leerstellen der neueren Kapitalismustheorie

Über Mehrwert und Profit¹

Wer aktuell mit dem Gedanken spielt, sich in die Thematik von Mehrwert und Profit einzuarbeiten, wird angesichts des Booms der Wirtschaftssoziologie in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten und angesichts der spätestens seit der Finanzkrise 2008 deutlich gewachsenen öffentlichen Aufmerksamkeit für ökonomische Sachverhalte wohl davon ausgehen, dass er oder sie allein schon für eine oberflächliche Sichtung der diesbezüglich relevanten Literatur enorm viel Zeit einberechnen müsste. Tatsächlich ist dies aber gar nicht der Fall. Vielmehr lautet meine vielleicht überraschende These, dass die Profit- und Mehrwertthematik lange Zeit aus den Sozialwissenschaften verdrängt worden ist – mit erheblichen Konsequenzen für eine angemessene Analyse des Kapitalismus und seiner sich wandelnden Erscheinungsformen. Sogleich hinzuzufügen ist, dass ich selbst keine Lösung anzubieten habe, wie das Thema mittels eines konstruktiven Vorschlags für einen Neuanfang in die Diskussion zurückgeholt werden könnte. Immerhin soll die folgende wissenschaftshistorische Skizze erhellen, *warum* eine solche Verdrängung erfolgte, sodass zumindest ein erster Ausgangspunkt für eine zukünftige Debatte lokalisiert wird. Zu diesem Zweck – und zur Plausibilisierung meiner Argumente – ist es nötig, dass ich mich gewissermaßen auf eine Art Achterbahnfahrt begeben. Damit meine ich, dass ich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beginne, bevor ich ins 18. und 19. Jahrhundert zurückgehe, um dann in der Gegenwart zu landen und dort auch zu enden. Das hat – und ich bitte die Leser und Leserinnen hierfür um Entschuldigung – die unschöne Konsequenz, dass ich auf Definitionen von Profit und Mehrwert, obwohl diese Begriffe stets im Hintergrund sind, erst in der zweiten Hälfte des Textes explizit und dann auch ausführlicher zu sprechen komme.

Ich beginne schlaglichtartig mit drei sehr unterschiedlichen Autoren, die die Soziologie nach 1945 nachhaltig geprägt haben. Bei allen dreien findet man Bemerkenswertes im Hinblick auf die Analyse des Kapitalismus im Allgemeinen, aber auch insbesondere im Hinblick auf die hier im Mittelpunkt stehenden Begrifflichkeiten von Profit und Mehrwert.

¹ Für Hinweise, Hilfestellung und Anregungen danke ich Martin Bauer, Aaron Sahr und den Mitgliedern des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte.

Raymond Arons Mitte der 1950er-Jahre gehaltene Vorlesungen zur industriellen Gesellschaft, aus denen 1962 ein recht einflussreiches Buch hervorgehen sollte, dürfte bei heutigen Leserinnen und Lesern aufgrund der merkwürdigen Gleichzeitigkeit von hellsichtigen Momenten auf der einen und Leerstellen auf der anderen Seite einige Irritationen hervorrufen. Hellsichtig sind die kritischen Einwände gegen Marx sowie gegen Tocqueville, wirft Aron doch beiden vor, sie hätten ein Zentralmerkmal der aufkommenden Industriegesellschaft, nämlich den zunehmenden Produktivitätsanstieg, nicht gesehen beziehungsweise in ihren theoretischen Analysen nicht gebührend berücksichtigt.² Wenig überraschend nimmt Aron in seiner eigenen Analyse des Produktivitätsanstiegs vor allem dessen soziale Folgen in den Blick, um darüber mit Verweis auf die Entstehung breiter Mittelschichten auch Marxens Verelendungstheorie zurückzuweisen. Gleichzeitig – und das könnte man als Leerstelle bezeichnen – stehen ihm aber auch nicht allzu viele Instrumente zur Verfügung, um diese industrielle Ökonomie *eigenständig* (also im Sinne einer klaren Gegenposition zu Marx) zu theoretisieren: Sogar in der Kritik an Marx bleibt er der marxistischen Begrifflichkeit verhaftet, behauptet er doch, die private Aneignung von Mehrwert (der Marx'sche Begriff wird von ihm einfach übernommen, nicht diskutiert) sei so lange nicht zu beanstanden, wie er nicht privat konsumiert, sondern erneut investiert werde.³ Aron verwirft zudem verschiedenste Thesen zur Selbsterstörung des Kapitalismus, vor allem die marxistische vom tendenziellen Fall der Profitrate, weil sie ihm zufolge durch die ständigen Innovationen in der kapitalistischen Industriegesellschaft dementiert werde.⁴ Soweit Arons Analyse. Diesbezüglich wird man ihm also keineswegs ankreiden können, dass er seine kapitalistische Gegenwart nicht zum Thema gemacht hätte. Auffällig ist aber allemal, dass er in der Auseinandersetzung mit marxistischen Thesen allenfalls empirisch kontern kann, ein eigenständiger und damit alternativer *theoretischer* Beitrag ist hingegen nicht zu erkennen.

Das gedankliche Universum von Jürgen Habermas scheint auf den ersten Blick denkbar weit von demjenigen Arons entfernt, doch tatsächlich gibt es einige Affinitäten zwischen dem französischen und dem deutschen Soziologen, zumindest in Bezug auf die Analyse der Dynamik des Kapitalismus. Habermas setzt sich bekanntermaßen in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren intensiv mit dem Marxismus auseinander, woraus unter anderem der berühmte Aufsatzband *Theorie und Praxis* hervorgegangen ist. Dort identi-

2 Raymond Aron, *Die industrielle Gesellschaft*. 18 Vorlesungen, übers. von Gernot Gather, Frankfurt am Main 1962, S. 35.

3 Ebd., S. 83.

4 Es sei an dieser Stelle dahingestellt, ob der empirische Hinweis auf kontinuierliche Innovationen Marxens These vom tendenziellen Fall der Profitrate tatsächlich auch »falsifizieren« kann, weil natürlich Marx die Innovationsfähigkeit kapitalistischer Betriebe nur allzu deutlich gesehen hat.

fiziert er vier Grundprobleme oder -schwächen des Marxismus: 1. die Unhaltbarkeit des Basis-Überbau-Theorems, 2. die aussichtslosen Versuche, Entfremdung noch stets über ökonomische Verelendung definieren zu wollen, 3. die unhaltbare Zuschreibung einer Kollektividentität an das sogenannte Proletariat – was auch immer das sein solle – und 4. die kaum zu vermeidende Abhängigkeit einer jeglichen neueren Marx'schen Theorie von der trostlosen Ideologieproduktion, wie sie aus der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten kam.⁵ Lässt man den letzten, eher politisch zu deutenden Kritikpunkt beiseite, so fällt auf, dass die am Marxismus monierten Aspekte eher die kulturtheoretischen Defizite des Ansatzes betreffen, die – so Habermas zu Recht – zwangsläufig zu zeitdiagnostisch höchst fragwürdigen Urteilen führen. Zur Ökonomie und ihrer Theoretisierung im Marxismus hingegen wird vergleichsweise wenig gesagt. Immerhin finden sich vereinzelt kurze Bemerkungen zum Herzstück der marxistischen ökonomischen Theorie, der Arbeitswertlehre. Demnach habe es Marx versäumt, seine eigenen empirischen Einsichten *systematisch* in die ökonomische Theorie einzubauen, so vor allem seine in den *Grundrissen* geäußerte Vermutung, dass »die wissenschaftliche Entwicklung der technischen Produktivkräfte als mögliche Wertquelle angesehen«⁶ werden könne. Mit anderen Worten: Marx habe die von ihm vertretene, auf David Ricardo zurückgehende Arbeitswertlehre im Hinblick auf bloße Arbeitszeiten und -quantitäten ebenso mechanistisch wie reduktionistisch ausgedeutet, ohne in Rechnung zu stellen, dass Wissen beziehungsweise Wissenschaft als Produktivkraft und die sich daraus ergebende kapitalistische Dynamik wohl kaum mithilfe des Verweises auf simple Ausbeutungsverhältnisse und das Vorenthalten des Mehrwerts zu erklären seien. »Wie schon der Name des >Exploitationsgrads der Arbeit< zeigt, denkt Marx bei historischen Veränderungen der Mehrwertrate zunächst an jene physische Ausbeutung, die aus vorhandenen Arbeitskräften bei gleichbleibender Art der Arbeit einen wachsenden Anteil Mehrarbeit herauspreßt: an Beschleunigung der Arbeit und an Verlängerung der Arbeitszeit.«⁷ Die Wertschöpfung durch Rationalisierung und verwissenschaftlichte Technik sei darüber nicht zu fassen. Und auch fünf Jahre später heißt es in Habermas' berühmtem Aufsatz »Technik und Wissenschaft als Ideologie« apodiktisch:

So werden Technik und Wissenschaft zur ersten Produktivkraft, womit die Anwendungsbedingungen für Marxens *Arbeitswerttheorie* entfallen. Es ist nicht länger sinnvoll, die Kapitalbeträge für Investitionen in Forschung und Entwicklung auf der Grundlage des Wertes

5 Jürgen Habermas, »Zwischen Philosophie und Wissenschaft: Marxismus als Kritik«, in: ders., *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*, Frankfurt am Main 1971 [1963], S. 228–289, hier S. 228–231.

6 Ebd., S. 256.

7 Ebd., S. 256 f.

der unqualifizierten (einfachen) Arbeitskraft zu berechnen, wenn der wissenschaftlich-technische Fortschritt zu einer unabhängigen Mehrwertquelle geworden ist, gegenüber der die von Marx allein in Betracht gezogene Quelle des Mehrwerts: die Arbeitskraft der unmittelbaren Produzenten, immer weniger ins Gewicht fällt.⁸

Auf diesen Aspekt der Argumentation werde ich nochmals zurückkommen, möchte aber hier schon einmal festhalten, dass sowohl bei Habermas als auch in seinem Umfeld jenseits dieser kurzen Bemerkungen nur wenige Bemühungen erkennbar waren, darüber zu reflektieren, wie nun eigentlich der Kapitalismus zu theoretisieren sei, nachdem sich die Arbeitswertlehre aus ihrer Sicht als falsch oder zumindest als unterkomplex herausgestellt hatte. Allenfalls geht es bei Habermas und seinen Mitarbeitern – und hier folge ich natürlich der These von Wolfgang Streeck in *Gekaufte Zeit*⁹ – um den Einfluss des Staates im sogenannten Spätkapitalismus und die dadurch hervorgerufenen Legitimationskrisen. Die Eigendynamik des Kapitalismus samt den daraus entstehenden Konsequenzen geraten immer weiter aus dem Blick, damals vermutlich durch den Eindruck gerechtfertigt, man habe es »im Westen« ohnehin mit einem wohlfahrtsstaatlich eingehegten, das heißt gezähmten Kapitalismus zu tun. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, wenn sich Habermas – wiederum ein knappes Jahrzehnt später, nämlich 1976 – in seiner »Rekonstruktion des Historischen Materialismus«¹⁰ intensiv mit Kultur auseinandersetzt, auch durchaus in grundbegrifflicher Absicht mit Arbeit (und Interaktion), aber eben kaum mit ökonomischen Dynamiken. Es geht in erster Linie – wenn man die marxistische Terminologie verwenden will – um den gesellschaftlichen Überbau und seine Entwicklung, dessen Basis jedoch wird in dem evolutionstheoretischen Entwurf nicht gesondert thematisiert. Insofern verwundert es dann auch nicht mehr, wenn Habermas in der *Theorie des kommunikativen Handelns*,¹¹ seinem letzten soziologisch beziehungsweise gesellschaftstheoretisch wirklich ambitionierten Hauptwerk, die Ökonomie aus einer systemtheoretisch inspirierten Gleichgewichtsperspektive analysiert: Das System der Wirtschaft wird anderen Systemen und der Lebenswelt zur Seite gestellt, Austauschverhältnisse werden zum Thema gemacht und natürlich auch die kolonisierenden Übergriffe der Wirtschaft auf die Lebenswelt. Man hat dabei kaum den Eindruck, Habermas theoretisiere die Wirtschaft in ihrer Dynamik; vielmehr,

8 Jürgen Habermas, »Technik und Wissenschaft als >Ideologie«<, in: ders., *Technik und Wissenschaft als >Ideologie<*, Frankfurt am Main 1969, S. 48–103, hier S. 79 f. (Hervorhebungen im Original).

9 Wolfgang Streeck, *Gekaufte Zeit*. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus, Berlin 2013, S. 24.

10 Jürgen Habermas, »Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus«, in: ders., *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt am Main 1976, S. 144–199.

11 Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1981.

so scheint es, wird das Bild eines im Prinzip vorhersehbaren und kontinuierlichen Trends innerhalb bestimmter Grenzen evoziert. Das geschieht – so meine These – wohl auch deshalb, weil es nicht gelungen ist, an die Stelle der alten Arbeitswertlehre eine überzeugende Alternative zu setzen, etwa eine, die die von Habermas bereits beschriebene wertschöpfende Wissensproduktion in theoretisch gehaltvoller Weise zum Thema gemacht hätte.

Ironischerweise – aber gleichzeitig auch nicht allzu überraschend – lief die kapitalismusbezogene Theorieproduktion von Habermas damit auf den Punkt hin, an dem sein deutscher Kollege und Konkurrent Niklas Luhmann bereits angekommen war beziehungsweise ankommen sollte. In *Die Wirtschaft der Gesellschaft* definiert Luhmann das Wirtschaftssystem ganz simpel über die »Grundoperation« der Zahlungen, womit er »alles, was sonst als Grundbegriff der Wirtschaftstheorie fungiert – also etwa Produktion, Tausch, Verteilung, Kapital, Arbeit – als derivativen Sachverhalt behandeln« kann.¹² Wie Luhmann ausführt, hält er die Marx'sche Mehrwertabschöpfungsthese für absurd; Profit ist ihm zufolge deutlich profaner zu definieren. Er »tritt dann ein, wenn die Zahlung dem Zahlenden selbst zugutekommt«.¹³ Wie Profit generiert wird interessiert Luhmann ausweislich seiner wenigen Bemerkungen zu diesem Thema nicht; er begnügt sich mit dem Hinweis, dass es den Profit – ablesbar an Zahlungen – gibt und auch geben muss, weil allein die legitime Profitorientierung den Akteuren im modernen Wirtschaftssystem die notwendige außerordentliche Flexibilität im Denken und Handeln erlaube – und zwar jenseits von Normen und Reziprozitätserwartungen.¹⁴ Es scheint ebendiese durch Profitorientierung erreichte normenbefreite Flexibilität zu sein, die die überraschende Dynamik des Kapitalismus garantiert. Konsequenzen etwa sozialstruktureller Art sind für den theoretischen Beobachter dann allenfalls noch sekundär interessant, eine entnormativierte und gewissermaßen lakonische Sicht auf das Wirtschaftssystem wird möglich, gegen die sich Habermas zwar verwahrt hatte (wie dies in der *Theorie des kommunikativen Handelns* ganz allgemein gegenüber einer systemtheoretischen Perspektive auf die Wirtschaft punktuell ja auch schon zum Ausdruck gekommen war), gegen die er allerdings keine allzu gewichtigen *theoretischen* Argumente hatte aufbieten können. Unabhängig davon wird auch bei einer Lektüre der Arbeiten Luhmanns nur allzu deutlich, dass Profit für ihn weder ein zentrales Element der ökonomischen Analyse darstellte noch darstellen konnte.

Nun ist mit diesen kurzen Ausführungen zu Aron, Habermas und Luhmann selbstverständlich nicht die gesamte sozialwissenschaftliche Debatte zum Kapitalismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts abgedeckt. Man müsste beispielsweise sofort hinzufügen, dass sich in der fran-

¹² Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1988, S. 54 f.

¹³ Ebd., S. 55 f.

¹⁴ Ebd., S. 58.

zösischen Regulationsschule¹⁵ und in der Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins¹⁶ zweifellos einiges zu Profit und Mehrwert würde finden lassen. Vermutlich würde man dabei auch feststellen, dass gerade bei Letzterem, der ohnehin eher historisch als aktuell gesellschaftstheoretisch gearbeitet hat, die Aussagen zu Profit – sehr Smithianisch – von der simplen Idee des ungleichen Tausches geprägt waren,¹⁷ sodass sich an dieser Stelle eine eingehendere Betrachtung erübrigt. Für die den Arbeitsprozess in den Mittelpunkt stellende Regulationsschule war Marx der zentrale Referenzpunkt und damit jemand, der ohnehin im nächsten Abschnitt zum Gegenstand der Betrachtung wird.¹⁸

Diesen ersten Teil abschließend soll deshalb hier nur noch eine letzte Anmerkung erfolgen, die wieder zu den drei oben diskutierten Autoren zurückführt, vor allem zu Jürgen Habermas: Man hätte sich vorstellen können, dass all diejenigen, die aus guten Gründen Marxens Arbeitswertlehre für falsch gehalten und – wenn auch wenig systematisch, sondern allenfalls impressionistisch – in diesem Zusammenhang auf die neue Produktivkraft des Wissens und der Wissenschaft verwiesen haben, letztere eingehender thematisiert oder zumindest gefragt hätten, was *sozialstrukturell daraus folgt*, wenn eine bestimmte Gruppe (nämlich die das Wissen produzierenden Akademiker) vermeintlich zentral für die Mehrwertproduktion wird. Von Habermas ist dieser Aspekt nicht behandelt worden, wohl aber von anderen Autoren der »bürgerlichen Soziologie«, nämlich jenen, die die These von der *postindustriellen Gesellschaft* vertraten. Es waren Soziologen wie Daniel Bell oder Alain Touraine, die Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre sowohl den Aufstieg einer akademischen Wissenskategorie als auch deren spätere Geltendmachung von politischen wie kulturellen Machtansprüchen prognostizierten. Das Argument lautete: Wenn Wissen zur ersten Produktivkraft wird und entscheidend zur Wertschöpfung beiträgt, dann muss das Konsequenzen haben. Bell selbst war hinsichtlich der Behauptung vom sozialen und politischen Aufstieg einer solchen aus Wissensarbeitern bestehenden Klasse eher skeptisch bis zögerlich,¹⁹ und dieser Realismus Bells ist

15 Vgl. etwa Michel Aglietta, *A Theory of Capitalist Regulation. The U.S. Experience*, London 1979.

16 Vgl. etwa Immanuel Wallerstein, *Der historische Kapitalismus*, übers. von Uta Lehmann-Grube, Berlin 1984.

17 Robert Brenner, »The Origins of Capitalist Development. Critique of Neo-Smithian Marxism«, in: *New Left Review* 104 (1977), S. 25–92.

18 In diesem Zusammenhang wäre vermutlich auch Burkart Lutz (*Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main / New York 1989) zu diskutieren, der sich insofern von den französischen Regulationstheoretikern zu unterscheiden scheint, als er vor allem Rosa Luxemburgs These der Landnahme transformiert und für seine Analysen der sich ändernden Profitdynamiken des Kapitalismus verwendet.

19 Daniel Bell, *Die nachindustrielle Gesellschaft*, übers. von Siglinde Summerer und Gerda Kurz, Frankfurt am Main / New York 1979 [1973], S. 274.

sicherlich nicht kleinzureden, zumal er bei Alain Touraine und später dann auch Ulrich Beck fehlte.²⁰ Dennoch wird deutlich, dass auch Bell ein Kind seiner Zeit war: Er rechnete damit, dass die Ökonomie zunehmend von politischen und kulturellen Vorgaben²¹ eingehegt und gebremst werden würde, womit er sich dann doch wieder in die Phalanx jener Theoretiker einreihet, die ein eher statisches Bild des Kapitalismus zeichneten. Und wiederum war selbst bei Bell offensichtlich, dass seine gesellschaftstheoretischen Analysen nicht auf einem theoretisch geprägten Verständnis der Dynamik kapitalistischer Ökonomie und der Art und Weise der in ihr stattfindenden Profitgenerierung basierten: Das Wissen der von ihm so bezeichneten Wissensgesellschaft wird als Phänomen benannt, ohne im Hinblick auf ökonomische Prozesse theoretisch eingeordnet zu werden.

Seite 1 bis 7 von 20 Seiten.

Den kompletten Text finden Sie im

Mittelweg 36, Heft 6 | Dezember 2017 / Januar 2018

Wolfgang Knöbl, Soziologe, ist Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung und Professor für Politische Soziologie und Gewaltforschung an der Leuphana Universität Lüneburg.

²⁰ Vgl. Ulrich Beck, *Die Erfindung des Politischen*. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt am Main 1993, S. 149 ff. und die dortige Rede von den sich formierenden Sub-Politiken.

²¹ Daniel Bell, *Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*, übers. von Inge Presser, Frankfurt am Main / New York 1991 [1976].